

(Nachdruck verboten.)

52]

Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Im nächsten Augenblick wurde der enge Eingang von einer mächtigen Gestalt verdunkelt. Eine schwere Hand legte sich auf Philipps Schulter und eine kräftige Stimme rief: „Hallo, Christian, bin stolz, Sie zu sehen, mein Junge. Sie haben den alten, lahmen Klepper überholt; ich wußte ja längst, daß das so kommen würde. Ein bißchen ängstlich — nicht? Ihre Hände sind kalt wie Eis. Kommen Sie nur, man braucht sich darüber nicht aufzuregen.“

Es war Philipps alter Lehrherr, der Kanzleidirektor; er faßte ihn unter und wollte ihn mit sich fortziehen; aber Philipp sah noch immer nach der Straße zurück und sagte stotternd: „Sahen Sie vielleicht einen Mann, einen jungen Mann durch die Thür hinausgehen?“

„Wann?“

„Als Sie eintraten.“

„Nicht daß ich wußte,“ sagte der Kanzleidirektor zweifelhaft; dann schien ihm plötzlich ein Licht aufzugehen: „Trug er einen runden Hut und eine lange, enganschließende Jacke?“

„Mag sein — ich weiß es kaum — ich gab nicht darauf acht.“

„Das wird wohl der Mann sein. Er hat mir den halben Morgen keine Ruhe gelassen, um Zutritt zu der Ratsversammlung zu erlangen. Sagte, er hätte Sie Zeit Ihres Lebens gekannt. Rauh wie ein Dornbusch und doch konnte ich's dem Burschen schließlich nicht abschlagen. Er muß aber schon drinnen sein.“

„Es ist nichts,“ dachte Philipp. „Wieder eine bloße Einbildung des müden Hirns. Jemmys Rede über mein verändertes Aussehen, mein Spiegelbild in den Ladenfenstern, die plötzliche Dunkelheit nach dem blendenden Sonnenlicht, das ist's und nichts weiter, nichts weiter. Schlaf, ich brauche nur Schlaf.“

Nachdem der Gouverneur seinen Sitz eingenommen und Philipp den Stuhl zu seiner Linken angewiesen hatte, während der erste Deemster ihm zur Rechten saß, lief ein unwillkürliches Gemurmel durch den Saal, weil allen der sonderbare Gegenstand auffiel. Der eine Deemster war sehr alt, mit rundem, rötlichbraunem Gesicht, raschen, leuchtenden Augen und einem behaglichen, noch jugendlich fröhlichen Ausdruck; der andre, sehr jung, hatte langgedehnte, blasse, strenge Züge, große Augen und ein altersmüdes Aussehen.

Philipp legte seine Bestallung vor; der Amtseid wurde ihm abgenommen. Nachdem er ein in Leder gebundenes, abgebrauchtes Exemplar des Neuen Testaments geküßt hatte, wiederholte er die Worte des Gouverneurs mit heiserer Stimme und schwerer Zunge:

„Bei diesem Buch und seinem heiligen Inhalt und bei den großen Werken, die Gott so wunderbar oben im Himmel und unten auf der Erde in sechs Tagen und sieben Nächten erschaffen hat, schwöre ich, Philipp Christian, daß ich ohne Rücksicht auf Gunst oder Freundschaft, Liebe oder Haß, Verlust oder Gewinn, Blutsverwandtschaft oder Verschwägerung, Neid oder Böswilligkeit, die Befehle dieser Insel handhaben will. Wie die Heringsgräte genau in der Mitte des Fisches liegt, so will ich die Rechte unfres Staatsoberhauptes, der Königin, und die Rechte ihrer Unterthanen auf dieser Insel samt den Ansprüchen aller streitenden Parteien genau abwägen und ohne Ansehen der Person richten.“

Während Philipp diese Worte sprach, war er sich nur eines einzigen Geichts in der Versammlung bewußt. Nicht der Gouverneur, der Bischof oder irgend ein anderer Würdenträger der Kirche oder des Staates fesselte seine Aufmerksamkeit, sondern ein kräftiges, lebhaft erregtes, dunkles Gesicht, dessen schwarzen Kinnbart eine große braune Hand umfaßte: ein Gesicht mit sprühenden Augen, geöffneten Lippen und dem Ausdruck kindischen Stolzes — es war Petes Antlitz.

„Es bleibt mir nun nur noch übrig,“ sagte der Gouverneur, „Euer Gnaden zu dem hohen Amte zu beglückwünschen, das es Ihrer Majestät gefallen hat, auf Sie zu übertragen. Möge

Ihnen langes Leben und Gesundheit beschieden sein, damit Sie Ihre Pflichten unsträflich und zur Ehre Ihres Landes erfüllen können.“

Nachdem noch einige andre Reden gehalten worden, antwortete Philipp. Er sprach mit fester Stimme klar und gut. Eine Rück Erinnerung an seinen Großvater rief Beifall hervor. Seine Bescheidenheit und sein natürliches Benehmen machten einen tiefen Eindruck. „Der Gouverneur hat doch gar keine so üble Wahl getroffen“, raunte man sich zu.

Nachdem noch einige andre Geschäfte erledigt waren, brach die Versammlung auf und nun begannen sich die Zungen zu lösen. Draußen auf der Straße, während die Wagen der Reihe nach vorfuhr, wurden Glückwünsche, Einladungen und Ermahnungen wiederholt. Der Gouverneur bat Philipp zum Mittagessen. Dieser entschuldigte sich jedoch damit, daß er versprochen habe, bei seiner Tante in Wallure zu speisen. Die Damen baten ihn, sich ja zu schonen und rieten ihm, sich einige Tage Erholung zu gönnen; der Kanzleidirektor aber, der wie ein Pfau hin und her stolzierte und die Miene eines Beschützers annahm, rief: „Das kann er noch nicht, er hält morgen früh schon den ersten Gerichtstag in Ramsay . . . Ziehen Sie sich den Ueberrock an, Christian. Es wird eine kühle Fahrt werden. Wadere Männer sind selten.“

Ein geschlossener Wagen fuhr endlich vor; auf dem Kutschbock saß Jem-y-Lord und Pete ging neben dem Pferde, streichelte ihm den Hals und kraute es hinter den Ohren.

„Et sehen Sie, Christian,“ sagte der Kanzleidirektor, „da ist ja der große Bursche selbst, von dem ich Ihnen sprach. Nun, junger Mann,“ und er klopfte Pete auf den Rücken, „haben Sie Ihren Deemster den Eid ablegen hören?“

„Es ist mein Vetter,“ sagte Philipp.

„Vetter! Wirklich! . . . da ist er vielleicht . . . Ach ja, natürlich, gewiß . . .“ Der gute Mann stotterte und stotzte, als ihm die Heirat von Philipps Vater einfiel. Er öffnete den Kutschenschlag, damit Philipp einsteigen sollte, aber Philipp sagte:

„Steig ein, Pete,“ und mit verschämtem Gesicht folgte Pete der Aufforderung. Als Philipp neben ihm Platz nahm, entstand ein Geflüster unter den Umstehenden.

„Nun, wie Sie wollen; guten Tag, mein Junge, guten Tag,“ rief der Kanzleidirektor und schlug die Wagenthür zu. Der Wagen setzte sich in Bewegung.

„Guten Tag, Euer Gnaden,“ schrien mehrere Stimmen aus der Menge. Philipp grüßte. Die Männer schwenkten die Hüte und von den Mädchen und Frauen trocknete sich manche die Augen.

XIV.

Während Pete und Philipp auf der Straße nach Douglas dahin fuhren, saß Käthe mit dem Kind auf dem Schoße vor dem Feuer im Ulmenhaus. Ihre Augen schweiften unruhig umher, ihr ganzes Wesen war ruhelos. Von Zeit zu Zeit sah sie durchs Fenster. Hinter dem Hause war es noch taghell, weil die Strahlen der untergehenden Sonne in den durchsichtigen Blättern des Frühlingsgrüns schimmerten.

„Möchtest Du nicht den Festzug heut abend sehen, Nancy?“ fragte Käthe.

„Ach, ich brenne drauf“, sagte Nancy. „Doch will ich nicht um Erlaubnis bitten. Sorge für mein großes und mein kleines Mädchen, hat er gesagt.“

„Du kannst gehen; ich will auf das Kind achten“, sagte Käthe.

„Doch der Mann selbst, Frau; er wird so hungrig sein wie ein Wolf, wenn er heimkommt.“

„Ich will auch für sein Abendessen sorgen. Nimm mir den Schlüssel mit, damit Du Dir selbst ausschließen kannst und sei um halb acht wieder zurück.“

Nancy lief wie ein Wiesel in der Küche umher, füllte den Kessel, zündete die Lampe an und legte die Nachkleider des Kindes zurecht. Käthe beobachtete sie und sah nach der Uhr. „War die Stadt ruhig, als Du nach dem Schinken gingst, Nancy?“ fragte sie.

„Ganz ruhig,“ sagte Nancy, „wer nicht auf den Quai hinaus mußte, war schon auf der Straße nach Lezayre unterwegs.“

„Fährt denn heut' abend das Dampfschiff?“

„Ja, der „Neviril“; 's giebt aber nicht Wasser genug, sagt man, um ihn vor halb acht Uhr flott zu machen. Hier ist das Nachtleid der Kleinen und ihre Leibbinde — die wäre gerade groß genug für unsereinen, um sich das Handgelenk zu verbinden, wenn man sich's beim Buttern ausgerent hätte.“

„Gänge sie zum Lüften über den Ofenschirm, Nancy; ich will das Kind noch nicht gleich umziehen. Aber eile Dich, es ist bald sieben.“

„Ich will nur noch mein Tuch fest stecken, dann bin ich fort wie der Wind,“ sagte Nancy mit der Nadel zwischen den Zähnen. „Jetzt schläft das Herzchen schon wieder.“

„Es schlägt, Nancy. Du wirst erst kommen, wenn alles vorüber ist,“ sagte Käthe und bewegte die Wiege rascher mit dem Fuß, nun die Kleine wieder eingeschlafen war.

„Du meine Güte, laß mich nur noch die Gutmänder binden. Schade, daß Du nicht selbst gehen kannst, Kitty. Doch wenn sie nur einen Schuß Pulver wert sind, so werden sie hier herumschwanken und Dir auch was zum Besten geben.“

„Hast Du den Schlüssel bei Dir, Nancy?“

„Ja, und in einer Stunde bin ich zurück. Vergiß nur nicht, das Kind bald schlafen zu legen, und Sorge dafür . . . und denke daran —“

Mit so vielen Ermahnungen, als ob sie die Herrin und Käthe die Dienerin gewesen wäre, ging Nancy endlich zum Hause hinaus.

Käthe stand sofort auf, legte das Kind in die Wiege und deckte den Tisch für Petes Abendessen. Sie stellte den Milchkrug und die Teller hin, die Theekanne auf die Wärmeplatte, sie warm zu erhalten, und dann aus Gewohnheit zwei Paar Tassen dazu. Der Anblick der Tassen brachte sie zur Besinnung. Sie setzte die eine in den Schrank zurück, schürte die Kohlen auf dem Feuer, hing den Kessel über die lodernde Blut und stellte den blechernen Bratosen mit drei Speckschnitten vors Gitter. Dann zündete sie ein Licht an, sah sich noch mit unruhigem Blick ringsum und ging die Treppe hinauf.

In ihrer Schlafstube nahm sie den Mantel um, steckte sich mit zitternden Fingern Hut und Schleier fest, zog ihre Börse aus der Tasche und leerte den Inhalt auf den Anzieltisch.

„Das ist nicht mein,“ dachte sie. Da sie gerade vor dem Spiegel stand, sah sie ihre Ohrringe. „Ich darf nichts mitnehmen, was von ihm ist,“ sagte sie zu sich selbst und griff mit den Händen nach dem Geschmeide. Dann aber schlug ihr das Herz. „Als ob Pete je an solche Dinge denken würde! — Gewiß nicht, und wenn ich auch alles, was er auf der Welt besitzt, mit fort nähme. Und weshalb soll ich mir's überlegen? Doch ich kann — ich will es nicht behalten.“

Sie öffnete ein Schubfach und schob rasch alles hinein — das Geld, die Ohrringe, den Schüring für ihren Trauring. Dann aber zögerte sie bei dessen Berührung. Ein abergläubisches Gefühl hielt sie zurück. Aber, war nicht der Ring das Abzeichen des von ihr gebrochenen Gelübdes? — „Mit diesem Ring verbinde ich mich Dir.“ Sie riß sich den Trauring ebenfalls ab und warf ihn zu dem übrigen.

„Er wird alles finden,“ dachte sie. „Es ist das einzige, woran er erkennen kann, was gesehehen ist. Wenn er kommt, bin ich nicht mehr da. Er wird nach mir rufen und seine Antwort erhalten. Er wird nach mir suchen und ich bin doch auf immer für ihn verloren. Kein zurückgelassenes Abschiedswort. Nicht eine einzige Zeile, um ihm zu sagen: „Lebewohl, mein guter Pete; ich danke Dir für alle Güte, die Du mir erwiesen hast. Gott segne Dich!“

Es war grausam und unbarmherzig — doch was konnte sie schreiben? Was hätte sie sagen können, das nicht besser ungesagt geblieben wäre. Die kleinste Silbe — nein, völlige Ungevißheit war noch weit erträglicher. Vielleicht würde Pete glauben, sie wäre tot — sie hätte sich das Leben genommen. Selbst das würde weniger bitter sein als die Wahrheit. Er konnte darüber hinwegkommen, er würde sich hineinfinden. „Nein,“ dachte sie, „ich kann nichts schreiben, ich kann ihm keinen Abschiedsgruß zurücklassen.“

Sie schloß rasch das Schubfach und griff nach dem Licht. Als sie es that, bewegte sich auch ihr Schatten. Er stieg vom Fußboden zur Wand auf, von der Wand zur Decke. Im Gehen war es ihr, als ob etwas über ihr wäre, das auf

sie herabginge und drohte sie niederzudrücken und zu zer-malmen. Es überstieg sie kalt und sie eilte zur Thür. Die Stube war noch voll von andren Schatten — den Erinnerung an schlaflose Nächte und schmerzliches Erwachen. Sie starrten ihr aus allen Winkeln entgegen; die Uhr, die auf dem Kamin Sims tickte, die Kleiderkammer, die rosa Vorhänge des Bettes, das weiße Kissen darunter — alles redete davon! Ihr war zu Mute, wie einem furchtsamen Kinde. Noch einen entsetzten Blick über die Schulter zurückwerfend, schlich sie hinaus.

Als sie wieder unten war, atmete sie freier. Hier war alles licht und das Besuchszimmer war behaglich und warm. Der Kessel sang über der Glut, die Kase schnurrte auf dem Kaminteppich und der Geruch des langsam bratenden Specks durchzog das Gemach. Sie sah nach der Uhr — es war ein Viertel auf acht. „Es ist Zeit, das Kind zu wecken,“ dachte sie.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Gattin.

Von Anton Tschadow.

„Zum Donnerwetter, ich habe Ihnen doch ausdrücklich verboten, meinen Schreibtisch zu berühren!“ sagte Nikolai Jewgrafitsch böse. „Jedesmal, wenn Sie aufgeräumt haben, kann ich nichts mehr finden. Wo haben Sie z. B. wieder das Telegramm verkrant? Ein sehr wichtiges Telegramm . . . aus Kasan . . . mit dem gestrigen Poststempel! Bitte, suchen Sie jetzt!“

Mit gleichgültigem Gesicht begann das magere, blasse Stubenmädchen im Papierkorb zu suchen und reichte dem Doktor schließlich mehrere Telegramme hin; das gewünschte war aber nicht darunter, lauter Stadttelegramme von Patienten. Dann begann man im Salon, dann im Zimmer Olga Dimitrewnas zu suchen.

Es war ein Uhr nachts. Nikolai Jewgrafitsch wußte, daß seine Frau schwerlich vor fünf Uhr früh nach Hause kommen würde. Er fand keine Ruhe, wenn sie, wie heute, lange ansblieb, sondern verzehrte sich vor Eiferjucht und Verachtung. Er verachtete seine Frau, ihr Bett, ihre Bonbonniere, den Spiegel, die Nagelböden und Hyazinthen, welche ihr täglich von irgend jemand geschickt wurden und in der ganzen Wohnung die widerlich-süße Atmosphäre eines Blumenladens erzeugten. In solchen schlaflosen Nächten war er kleinlich, launisch, händelsüchtig, und deshalb vertiefte er sich auch jetzt darauf, das gestern vom Bruder erhaltene Telegramm unter allen Umständen wiederzubekommen, obwohl es weiter nichts als eine Gratulation enthielt.

Im Zimmer seiner Frau fand er auf dem Schreibtisch unter dem Karton mit den Briefbogen ein Telegramm. Er betrachtete es flüchtig. Es kam aus Monte Carlo, war an seine Schwiegermutter adressiert, an Olga Dimitrewna abzugeben, und mit „Michel“ unterschrieben. Vom Text verstand der Doktor nichts, da die Depesche in einer fremden Sprache, wahrscheinlich englisch, abgefaßt war.

Wer ist dieser Michel? Warum aus Monte Carlo? Warum an die Schwiegermutter adressiert?

In den sieben Jahren seiner Ehe hatte er so vielfach Grund zu Mißtrauen, so oft Gelegenheit zur Entdeckung verstedter Briefe gehabt, daß er dank dieser Vorbereitung einen vorzüglichen Kriminalbeamten abgegeben haben würde. In sein Kabinett zurückgekehrt, begann er denn auch jetzt diese neue Spur weiter zu verfolgen. Er erinnerte sich, daß er vor 1½ Jahren mit seiner Frau in Petersburg gewesen, dort mit ihr eine Gesellschaft bei einem ehemaligen Schulkameraden besucht und bei dieser Gelegenheit einen jungen Menschen von 22 oder 23 Jahren Namens Michael Jwanitsch Meisz kennen gelernt hatte. Zwei Monate später hatte er im Album seiner Frau die Photographie dieses jungen Menschen entdeckt mit der französischen Widmung: „Zur Erinnerung an die Gegenwart und in der Hoffnung auf die Zukunft!“ Dann hatte er diesen Menschen einigemal bei seiner Schwiegermutter getroffen. . . . Und das alles gerade in jener Zeit, da Olga Dimitrewna häufig des Abends ausging und nie vor 4 oder 5 Uhr früh zurückkehrte; damals, als sie ihn beständig um einen Auslandspaß bat, den er ihr ebenso hartnäckig verweigerte. Und Szenen waren damals an der Tagesordnung gewesen, daß man sich vor den Diensthoten hätte schämen müssen.

Vor einem halben Jahre hatten seine Kollegen bei ihm die ersten Anzeichen der Schwindsucht konstatiert und ihm geraten, alles im Stich zu lassen und nach der Krim zu reisen. Olga Dimitrewna hatte bei dieser Mitteilung sehr erschreckt gethan, hatte ihm unausgesezt versichert, in der Krim sei es langweilig und kalt, er solle lieber nach Nizza gehen, dann würde sie ihn begleiten, ihn pflegen, ihn hüten. . . .

Jetzt verstand der Doktor mit einem Male, warum seine Frau gerade nach Nizza hatte reisen wollen: ihr Michel lebt ja in Monte Carlo!

Mit Hilfe eines englischen Wörterbuches übersehte oder erriet er die Worte und ihre Bedeutung und stellte schließlich aus dem Telegramm folgende Sätze zusammen: „Ich trinke auf das Wohl

meiner teuren Geliebten. Tausendmal küsse ich das kleine Füßchen. Erwarte ungeduldig Deine Ankunft."

Bei dem Gedanken, welche eine klägliche Rolle er spielen würde, wenn er sich bereit erklärte, mit der Frau nach Nizza zu fahren, begann er im Gefühl der Beleidigung zu weinen. Der Stolz, das Ehrgefühl empörten sich in ihm. Mit geballten Fäusten und sich vor Ekel schüttelnd, fragte er sich, wie es nur hatte geschehen können, daß er sich diesem schwächlichen, oberflächlichen, verkäuflichen, gemeinen Geschöpf so willenlos, so klavisch und schmachvoll untergeordnet?

"Kleines Füßchen!" murmelte er, das Telegramm zusammenballend. "Kleines Füßchen!"

Von den ganzen sieben Jahren seiner Ehe war ihm nur eine Erinnerung geblieben an lange, duftige Haare, ein Gewirr weicher Spitzen und kleine, in der That sehr kleine und schöne Füßchen — weiter nichts. Nichts weiter, falls er nicht gerade hysterische Anfälle, Getreiß, Vorwürfe, Drohungen und Lügen, freche, schamlose Lügen als angenehme Reminiscenz betrachtete. . . . Ganz zufällig, durch eine seltsame Laune des Schicksals, war dieses Weib aus einer ihm vollständig fremden Sphäre in sein Dasein getreten und hatte es von Grund aus zerstört und vernichtet. Die besten Jahre seines Lebens waren ihm zur Hölle geworden, die Hoffnung auf Glück zerschlagen und verdort. . . Er hat sich krank gearbeitet, aber von den 10 000, die er jährlich verdient, kann er nicht einmal soviel ersparen, um seiner verwitweten Mutter wenn auch nur zehn Rubel zu schicken; dazu schuldet er auf Wechsel schon 15 000. . . Er war überzeugt: wenn eine ganze Räuberbande in seiner Wohnung gehaust hätte, sein Leben hätte nicht hoffnungsloser zerstört, vernichtet sein können als durch dieses eine einzige schwächliche Frauenzimmer.

Der Doktor begann zu husten und schwer zu atmen. Er hätte sich eigentlich ins Bett legen, schlafen müssen, aber er ging ruhelos durch alle Zimmer oder setzte sich an den Schreibtisch, führte nervös den Bleistift über das Papier und schrieb mechanisch:

"Schreibprobe . . . Kleines Füßchen . . ."

Gegen 5 Uhr wurde er weich und erklärte sich für den allein Schuldigen: hätte Olga Dimitrowna einen andern geheiratet, der einen heilsamen Einfluß auf sie gewonnen hätte, so wäre vielleicht ein gutes ehrliches Weib aus ihr geworden; er war an allem schuld, denn er war ein schlechter Psychologe, unbekannt mit den Regungen der weiblichen Seele, außerdem grob, ohne Interessen.

Ich habe nur noch kurze Zeit zu leben, erwog er, und der Tote soll dem Lebenden nicht im Wege sein. Es wäre abgeschmackt, wenn ich jetzt noch meine vermeintlichen Rechte ihr gegenüber verteidigen wollte. Ich setze mich mit ihr auseinander und lasse sie zu ihrem Geliebten reisen. . . Ich willige in die Scheidung, nehme alle Schuld auf mich. . .

Um 6 Uhr kam Olga Dimitrowna nach Hause. Ohne abzulegen, in dem hellen Radmantel, mit Hut und Gummischuhen, stürzte sie in das Kabinett ihres Mannes und ließ sich in einen Sessel fallen.

"Dieser ekelhafte, dicke Kerl!" schrie sie unter Schluchzen. "Das ist einfach gemein! Jawohl gemein! (Sie stampfte mit den Füßen.) Gemein! Gemein! Gemein!"

"Was giebt's denn?" fragte Nikolai Jewgrafitsch und trat zu ihr.

"Der Student Asarbelow hat mich nach Hause gebracht und dabei mein Täschchen verloren. 15 Rubel lagen darin, ich hatte sie von Mama bekommen."

Sie weinte bitterlich wie ein kleines Mädchen, so daß nicht nur ihr Taschentuch, sondern auch die Handschuhe von den Thränen durchnäßt wurden.

"Was ist da zu machen?" seufzte der Doktor. "Verloren ist verloren! Aber beruhige dich jetzt — ich habe mit Dir zu sprechen."

"Ich bin keine Millionärin, daß ich so mit dem Gelde wirtschaften kann. Er will es mir ersparen, aber ich glaube ihm nicht, er ist arm. . ."

Der Mann hat sie zum zweitenmal, sich zu beruhigen, sie aber sprach unausgesetzt von dem Studenten und den verlorenen 15 Rubeln.

"Zum Teufel, ich werde Dir morgen 25 Rubel geben, aber schweige jetzt, bitte!" sagte der Doktor schließlich gereizt.

"Ich muß mich erst umziehen!" weinte sie wieder. "Ich zerdrücke mir sonst noch das Kleid. Wie sonderbar Du bist!"

Er nahm ihr Mantel und Gummischuhe ab, wobei er den Geruch des Weins spürte, welchen sie zu Aufstern zu trinken liebte. (Trotz ihres zarten Körperbaues ab und trank sie sehr viel.) Sie ging in ihr Zimmer und kehrte bald darauf ungeliebt, gepudert, mit verweinten Augen zurück. Als sie Platz nahm, schien sie ganz in dem leichten, spigenbesetzten Morgenrock zu verschwinden: in der Masse roter Wogen unterschied ihr Mann nur die gelösten Haare und die kleinen Füßchen in den Pantoffeln.

"Also was hast Du mir zu sagen?" fragte sie, sich im Sessel wiegend.

"Das habe ich zufällig gefunden. . .", antwortete der Doktor und reichte ihr das Telegramm.

Sie las und zudte die Achseln.

"Und was weiter?" fragte sie, sich stärker wiegend. "Eine Gratulation — weiter nichts. Dabei ist doch kein Geheimnis?"

"Du baust darauf, daß ich nicht englisch verstehe; aber mit Hilfe eines Wörterbuchs. . . Dieses Telegramm ist von Neisz; er trinkt auf die Gesundheit seiner Geliebten und küßt sie tausendmal.

Doch lassen wir, lassen wir das. . ." fuhr der Doktor eilig fort. "Ich habe nicht die Absicht, Dir eine Scene zu machen. Es hat der Scene genug gegeben. . . Also ich wollte Dir sagen: Du bist frei und kannst leben, wo und wie Du willst."

Sie schwiegen. Die Frau begann leise zu weinen.

"Ich überhebe Dich der Notwendigkeit, noch weiterhin zu heucheln und zu lügen," fuhr Nikolai Jewgrafitsch nach einer Weile fort. "Wenn Du diesen jungen Mann liebst — meinethwegen liebe ihn; wenn Du zu ihm ins Ausland fahren willst — meinethwegen fahre. Du bist jung, gesund, ich aber bin ein Krüppel, habe nicht mehr lange zu leben. Mit einem Wort. . . Du verstehst mich."

Er konnte vor Aufregung nicht weiter sprechen. Weinend, mit einer Stimme, als wenn sie sich zu beklagen hätte, gestand Olga Dimitrowna, daß sie Neisz liebe, mit ihm spazieren gefahren sei, ihn in seiner Wohnung besucht habe und jetzt in der That sehr gern zu ihm nach Monte Carlo reisen möchte.

"Siehst Du, ich verbehle Dir nichts," sagte sie mit einem tiefen Seufzer. "Meine ganze Seele liegt offen vor Dir. Und ich flehe Dich von neuem an: sei großmütig und gib mir den Paß!"

"Ich wiederhole Dir: Du bist frei!"

Sie setzte sich näher zu ihm, um seinen Gesichtsausdruck studieren zu können. Sie traute ihm nicht und hätte gern seine geheimen Gedanken erraten. Sie traute überhaupt niemals einem Menschen: wie ehrlich auch die Absichten sein möchten, stets argwöhnliche sie dahinter kleinliche Impulse und egoistische Ziele.

"Also wann giebst Du mir den Paß?" fragte sie leise.

Er veripürte plötzlich Lust, "niemals!" zu sagen, aber er hielt an sich und entgegnete:

"Wann Du willst."

"Ich reise nur auf einen Monat."

"Du fährst auf immer zu Neisz. Ich willige in die Scheidung, nehme alle Schuld auf mich — dann kann Neisz Dich heiraten."

"Aber ich will gar nicht Scheidung!" erwiderte Olga Dimitrowna lebhaft und machte ein verwundertes Gesicht. "Ich bitte Dich gar nicht um Scheidung! Ich bitte Dich nur um einen Paß — weiter nichts!"

"Und warum willst Du keine Scheidung?" fragte der Doktor, böse werdend. "Du bist eine sonderbare Frau! Wirklich sonderbar bist Du! Wenn Du ernstlich für ihn eingenommen bist und er Dich gleichfalls liebt, dann kommt Ihr Euch doch nichts Besseres als die Heirat wünschen? Oder bist Du wirklich einen Augenblick im Zweifel, was Du wählen sollst, ob Heirat oder. . . oder. . ."

"Aha! Jetzt verstehe ich Sie!" sagte die Frau, sich von ihrem Mann fernhaltend, während ihr Gesicht einen bösen, rachsüchtigen Ausdruck annahm. "Ich verstehe Sie sehr gut, ausgezeichnet! Sie sind meiner überdrüssig und wollen mich einfach los werden, mir die Scheidung aufdrängen. Ich danke Ihnen, aber ich bin nicht so dumm, wie Sie glauben. Ich nehme weder die Scheidung an noch gehe ich von Ihnen fort. Ich gebe nicht, ich gehe nicht fort, nein! Erstens will ich meine gesellschaftliche Stellung nicht verlieren," fuhr sie schnell fort, als wenn sie fürchtete, er könnte sie unterbrechen. "Zweitens bin ich schon 27 Jahre und Neisz erst 24; nach einem Jahr wird er vielleicht meiner überdrüssig sein, mich verlassen. . . Und drittens, wenn Sie es wissen wollen, bin ich noch gar nicht sicher, daß diese momentane Reizung von langer Dauer bei mir sein wird. . . Also kurz — ich gehe nicht von Ihnen fort."

"Dann jage ich Dich einfach aus dem Hause!" schrie Nikolai Jewgrafitsch und stampfte mit dem Fuß. "Ich jage Dich hinaus, Du gemeines, schamloses Weib!"

"Das werden wir sehen!" erwiderte sie und ging hinaus. . .

Draußen war schon lange der Tag angebrochen, der Doktor saß noch immer am Schreibtisch, führte den Bleistift über das Papier und schrieb mechanisch:

"Geehrter Herr. . . Kleines Füßchen. . ."

Oder er ging umher und blieb im Salon vor einer Photographie stehen, welche man vor sieben Jahren, kurz nach der Hochzeit, hatte machen lassen. Es war eine Familiengruppe: Schwiegervater, Schwiegermutter, seine Frau Olga Dimitrowna im Alter von zwanzig Jahren und er selbst als junger, glücklicher Ehemann. Der Schwiegervater, ein rasierter, aufgedunsener, wassersüchtiger Scheinrat, schlau und geldgierig; die Schwiegermutter: eine dicke Dame mit flachen, raubgierigen Füßen wie ein Iltis, bis zum Wahnwitz in ihre Tochter verarrt und ihr in allem Beistand leistend; Olga Dimitrowna: ebenfalls mit flachen, raubgierigen Füßen, aber ausdrucksvoller und lächer als die der Mutter. Und Nikolai Jewgrafitsch selbst sah auf dieser Photographie wie ein einfacher, guter Mensch, wie ein sanfter, gerader Bursche aus; auf seinem Gesicht schwamm ein gutmütiges, frohes Lächeln, gerade als wenn er überzeugt wäre, daß diese Gesellschaft von Klippen, in welche ihn das Schicksal zufällig hineingestoßen, ihm Poesie, Glück und alles das bieten werde, wovon er als Student geträumt.

Und wieder fragte er sich verzweifelt, wie er, ein einfacher, offener, gerader Mensch, sich so reitungslos in die Hände dieses niedrigen, verlogenen, schlechten, feichten, ihm innerlich vollständig fremden Geschöpfes hatte geben können.

Als er um 11 Uhr den Leberock anzog, um ins Krankenhaus zu fahren, trat das Stubenmädchen in sein Kabinett.

"Was wollen Sie?" fragte der Doktor.

"Die gnädige Frau ist eben aufgestanden und läßt um die 25 Rubel bitten, welche Sie ihr versprochen haben." —

Kleines Feuilleton.

— **Gefältschte Steinzeitfunde.** Der Konservator der Central-Kommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, Kustos Joseph Szombathy in Wien, teilt, wie das „Neue Wiener Tageblatt“ berichtet, mit, daß sich seit einiger Zeit ein Fälscher prähistorischer Funde (bei Wien) und dessen Umgebung zum Orte seiner Thätigkeit auswählt habe. Dr. Szombathy schreibt unter anderem: „Ich habe die Spuren seiner Thätigkeit schon vor Jahren bemerkt. Das Badener (Mollett-) Museum enthält unter seinen prähistorischen Altertümern auch Steinzeitfunde vom Halsriegel zwischen Baden und Böslau, und unter diesen auch ein roh geschmiedes Männchen und mehrere geringe Stücker, welche ich mit Sicherheit als Fälschungen erkannt habe. Auch die Sammlungen des Badener Museumsvereins enthalten einige derartige Fälschungen, die zum Teil vorgeschichtlichen, zum Teil späteren Zeiten zugeschrieben werden. Jetzt endlich bin ich der trübten Quelle dieser Fälschungen etwas näher gekommen. Durch den Historienmaler Johannes Mayerhofer wurde ich vor Monatsfrist auf angeblich steinzeitliche Funde aufmerksam gemacht, welche in Wien Herr Joseph Wuhal besitzt und von welchem er sagt, daß er sie auf dem oben genannten Halsriegel größtenteils eigenhändig ausgegraben hat. Diese „Ausgrabungen“ umfassen nahe an hundert Menschen- und Tierknochen, die einzeln und in Gruppen aus altem Hirschgeweih und Knochenröhren roh geschmiedet sind, dann Ahlen, Nadeln und anderes Gerät aus Knochen, halb ausgeschliffene Steinpießer, einige „Bernsteinperlen“, die umbeholten aus — Kolophonium geschmiedet wurden, und dergleichen mehr. Da ich nach der ersten Besichtigung in einem sehr schlecht beleuchteten Zimmer mein Urteil nicht ganz bestimmt formulieren mochte, war Wuhal so freundlich, die Sachen auf meine Stube zu bringen, wo ich sie genau prüfen konnte und wo ich alle Stücke mit voller Sicherheit als grobe Fälschungen erkennen konnte. Diese Fälschungen stelle ich hiernit rüchichtslos an den Pranger und warne öffentlich vor dem dahinter stehenden Betrage.“ —

k. **Eine internationale Lantienmen-Statistik** stellt der „Figaro“ auf: Frankreich ist das Land, das die meisten Theaterstücke produziert; es überflügelt damit den europäischen Markt. Aber es giebt zwei Arten Länder: solche, die zählen, und solche, die nicht zählen. Unter den letzteren sind Schweden, Norwegen, Dänemark und Holland; in diesen kann der Autor keine Ansprüche geltend machen, wenn sein Werk gedruckt ist, es sei denn, daß der Direktor freiwillig verhandelt. In Skandinavien haben sich übrigens in unsren Tagen kaum zwei Stücke durchgesetzt, „Cyrano de Bergerac“ und „La Dame de chez Maxims“. Die übrigen Länder haben keinen festen Satz. In Italien erhält der Autor 20 Proz. bei der Premiere und 10 Proz. an den übrigen Abenden. In Deutschland schwanken die Lantienmen von 5—10 Proz. (das Lessing-Theater in Berlin giebt jedoch 12). In Ungarn giebt es 6 Proz., in England 6 Proz. bei den dreißig ersten Aufführungen, und dann 7 und 8 Proz. In Spanien hat jede Stadt, ja fast jedes Theater seinen eignen Tarif. In Amerika besteht das Prämienystem. Sogar in der Türkei soll es Lantienmen geben; aber die Direktoren zahlen nur, wenn sie Zeit haben. —

Aus dem Tierleben.

cc. **Ein gefährlicher Raupefeind** ist die Schlupfwespe, die ihre Eier direkt in den Körper einer Raupe legt und dadurch diese oder die Puppe vertilgt, so daß sich ein Schmetterling nicht entwickeln kann. Jede Art der Parasiten macht sich immer nur an eine bestimmte Raupeart heran und verschont die andern. Bisher war nicht bekannt, daß auch der zu den Varenspinnern gehörige Purpurbär (Arctia purpurata) von einem Schmarotzer heimgesucht wird. Der nicht sehr seltene, schöne Schmetterling ist an den Vorderflügeln und am Leib oben gelb mit graubraunen Flecken, an den Hinterflügeln oberseits rot und schwarz gefleckt; die Unterseite beider Flügelpaare ist mehr oder minder gelb und rot, ebenfalls mit schwarzen Flecken versehen. Zuweilen gehen die Flecken ineinander über und sind besonders bei den Hinterflügeln so groß, daß sie fast den ganzen Flügel bedecken. Diese Spielart ist jedoch weit seltener, gefangen wurde sie überhaupt noch nicht, aber einigemal in Hamburg und Bremen aus Raupen gegogen. Die Raupe ist schwarz mit einem gelblich weißen Rücken und Seitenstreifen. Auf dem Rücken hat sie Fuchsröte, an den Seiten gelbe Haare. Besonders in den oldenburgischen Heiden bei Bremen wird diese Raupe oft gezüchtet, da man hofft, die seltene oben erwähnte Varietät daraus zu gewinnen. Im vorigen Jahre sammelte Pfamlich aus Bremen zehn Raupen, die sich alle verpuppten. Im Juni und Juli kamen jedoch nur sechs Schmetterlinge aus, während vier Puppen steif und geschlossen blieben. In der Vermutung, dieselben seien in der Entwicklung zurückgeblieben und würden im nächsten Jahre auskommen, wurden sie aufbewahrt. Am 1. und 2. April des folgenden Jahres geschah das auch, jedoch krochen statt der erwarteten Schmetterlinge Schlupfwespen aus, drei Weibchen und ein Männchen. Gerade diese Schlupfwespenart war bisher noch nicht bekannt gewesen, wie es auch der erste Fall ist, daß bei der Raupe des Purpurbärs überhaupt ein Schmarotzer gefunden wurde. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Ueber die Kultur des Edelweiß schreibt Obergärtner A. Sliwa in der Wochenschrift „Kerthus“: Für den Pflanzliebhaber ist die Anzucht des Edelweiß aus Samen anzuraten. Man säe denselben in Schüsseln oder Cigarrenkästchen in Lauberde dicht aus, bedede ihn flach, stelle die Gefäße an ein sonniges Zimmerfenster und dede Glasscheiben darauf, damit schnelles und ungleichmäßiges Austrocknen vermieden wird. Man kann dicht säen, weil die Pflänzchen, sobald sie sich gut ansetzen lassen, verpflanzt werden müssen. Das geschieht mit möglichster Schonung der Wurzeln in ähnliche Erde wie die Aushaart und wird noch einigemal wiederholt; nachdem die Pflanzen allmählich abgehärtet sind, werden dieselben dem Garten anvertraut. Das Edelweiß verlangt im Garten eine sonnige Stelle und einen humusreichen Boden, locker, sandig und durchlassend. Auf solch ein beschaffenes Beet setze man die abgehärteten Pflanzen mit Ballen in Abständen von 15—20 Centimeter; bis zum Anwachsen gieße man mäßig, sind sie angewurzelt, können sie viel Trockenheit vertragen. Neben dem Jäten und Auflockern des Bodens kommt im Herbst eine Arbeit, die zu einer guten Durchwinterung des Edelweiß unbedingt notwendig ist. Es ist das Bedecken des Bodens zwischen den Pflanzen mit Laub, Fichtennadeln oder ähnlichem Material. Im zweiten Jahre werden die zierlichen Blütensterne erscheinen und sind um so schöner, je mehr das Gießen auf das notwendigste beschränkt wird. Auch in Töpfen kann der Blumenfreund Edelweiß sehr gut und leicht zur Blüte bringen. In die erwähnte Erde gepflanzt, mäßig begossen, im ungeheizten Zimmer überwintert, während der Vegetationszeit am sonnigen, oft und lange geöffneten Fenster stehend, erzielt man sehr schöne Exemplare. Das Edelweiß verliert im Flachlande seine starke Behaarung, die in den Bergen dazu dient, eine zu starke Transpiration zu verhindern und wird grünlich. Die schlimmsten Feinde des Edelweiß sind die Schnecken, die der Pflanze fürchtbar nachstellen. —

Humoristisches.

— **Enttäuscht.** Vater (zu den Töchtern): „Heute, wie ihr das Duett sangt, Kinder, kam unser Hausarzt vorbei; der hat sich aber nicht schlecht gewundert!“

Töchter: „Heber unsre Stimmen?“

Vater: „Nein — über meine Kerben!“ —

— **Morgensegen eines Schnarchers.** Frau: „Komm, steh auf, Du kommst ja die übrigen Kubikmeter morgen sägen!“

— **Einwand.** A.: „Ihre Gattin hat Ihnen vier Kinder geschenkt?“

B.: „Na geschenkt könnt' ich bei den hohen Haushaltskosten gerade nicht sagen!“ — (Lustige Blätter.)

Notizen.

— „Der Kerl lebt ja noch!“ ... Zu der unter dieser Spitzmarke auch von uns gebrachten Notiz veröffentlicht die „Frankfurter Zeitung“ eine Verächtigung des Prorektors Wuhl von der Heidelberger Universität, in der festgestellt wird, daß es sich nicht um ein amerikanisches Duell, sondern um einen Selbstmordversuch gehandelt habe; auch der in der Spitzmarke gebrauchte Ausdruck ist nicht gefallen, die betreffenden drei Kommilitonen hätten sich vielmehr des Verwundeten angenommen und unverzüglich ärztliche Hilfe herbeigebracht. —

— Der Exjesuit Graf v. Hoensbroech giebt vom Oktober an im Verlage von C. A. Schwetschke u. Sohn (Berlin) eine neue Zeitschrift „Deutschland, Monatschrift für die gesamte Kultur“, heraus. —

— Teresina Gchner will, dem „Börse-Courier“ zufolge, ihre Thätigkeit am „Deutschen Theater“ aufgeben. —

— Ein schlesischer Schulkreuzer hat sich an die Eisenbahn-Direktion in Breslau mit der Bitte gewandt, ihm eine Anzahl alter Fahrpläne für seine Knabenschule zu überlassen. Dieser Wunsch ist erfüllt worden, und künftig werden die Schüler im Lesen von Fahrplänen und im Zusammenstellen von Zweigverbindungen unterwiesen werden. —

— Ein Porzellanturm soll in Paris demnächst nach dem Muster des Turmes von Ranking errichtet werden. Die Idee ist in der Porzellan-Manufaktur von Schweser entstanden. Der Turm von Ranking war 42 Meter hoch, der von Paris wird eine Höhe von 46 Metern haben. Echtes Porzellan will man aber für den Pariser Turm nicht verwenden, sondern nur Steingut. —

— **Wienestock** in einem Bronze-Standbilde. Im Innern der Reiterstatue des Generals Robert Lee zu Richmond (Virginia) fand man unlängst bei einer nötig gewordenen Reparatur sehr bedeutende Mengen Honig, welche in Brust und Hals des hohen Pferdeleppers von Wien abgelagert worden waren, die ihren Zugang durch Maul und Nasenlöcher des Pferdes gefunden hatten. Die süße Füllung wurde zunächst an dem dumpfen Klang des Erzes erkannt und konnte nur teilweise entleert werden. —

— In der Würzburger Vorstadt Grombühl lebt eine Familie, die in fünf Generationen vertreten ist. Die Uurgroßmutter ist 94 Jahre alt, die Urogroßmutter 74, die Großmutter 52, die Mutter 32 und das Kind 13 Jahre. — **Ausgerechnet!** —

— **Hundstage.** In Irland gräbt jetzt einer auf dem „Hügel von Tara“ nach der alten jüdischen Bundeslade. Den „Stein Jakobs“ will er schon gefunden haben. —